

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(34. Fortsetzung.)

Die Mutter horchte seinen Worten wie einem Märchen. Das Bild, welches er vor ihr entrollte, lag ihrem eigenen Leben und Wirkungskreis so fern, daß sie nicht halb es sah und begriff. Durch alles das aber schimmerte nur immer das eine selige Gefühl, den Sohn wieder zu haben, den verlorenen, und während sie die Entschlossenheit an ihre Brust geschmiegt hielt, lauschte sie Georg's Worten wie frohen Sagen einer andern Welt. Wolf erwiderte, der klar und ruhig das Ganze überschaut, und für sie alle schon gedacht, behandelt, ließ den Bruder seine Erzählung ungehindert beenden, ließ ihn von seinen Plänen, seinen Hoffnungen sprechen, und als er geendet, legte er ihm und der Mutter mit klaren, einfachen Worten den Plan vor, den er sich selber für sie ausgedacht. Nach Schildheim konnte und sollte Georg nicht mehr zurück, in Ungarn aber, einem fernem, reichen Land, hatte Wolf in Gemeinschaft mit seiner Mutter, die damals freilich noch nicht ahnte, zu welchem Zweck, eine große prächtige Festung billig angekauft. Dorthin wollten sie alle ziehen — dort sollte die Mutter, im Kreise der Brüder, ihr Leben wieder frisch erblühen sehen, und dort fand auch Georg die neue Heimat weit besser, als in dem fernem, überseeischen Lande, das sie auf's Neue nur getrennt und das kaum geknüpfte Band zerreißen hätte. Georg wollte sich dagegen sträuben: es drängte ihn, selbstständig aufzutreten und seine Lebensbahn mit eigener starker Hand erst aufzubauen und fest zu begründen — aber die Mutter ließ ihn nicht — das Kindes wegen schon, das sie umschlossen hielt. „Das hast Du mir geschenkt“, sagte sie unter Thränen lächelnd, seine Hand gefaßt, „das darfst Du mir nicht wieder nehmen, wenn Du Dich selber zum zweiten Mal von der Mutter reißen könntest. Ihr Männer denkt vor Allem nur an Euch, wo aber dieses arme Kind und die kleine Waise, deren Du Dich annehmen und von der Du mir erzählst, eine Mutter wiederfinden sollen, das fällt Dir gar nicht ein.“

„Und wenn ich nun daran gedacht hätte“, rief Georg, „wenn ich Dir heute nicht allein den Sohn, nein, auch die Tochter brächte, für Dein spätes Alter?“

Die Mutter und der Bruder sahen erstaunt zu ihm auf, Georg aber sprang von seinem Sitze empor und verließ das Zimmer, und nach wenigen Minuten zurückkehrend, führte er an seiner Hand die Erzählerin seines Kindes, Adele, herein, die schüchtern und erröthend der alten Dame gegenübertrat.

„Wenn ich Euch folge“, sagte er dabei, „so sei es nur mit dieser Bürgschaft für unser Aller künftiges Glück, Adele, aus einem alten, edlen französischen Geschlechte, deren Großvater mit Karl dem Zehnten aus Frankreich verbannt wurde und seine Entlein, die Waise, in der Fremde zurückließ, ist meinem Kinde nicht allein eine so treue Mutter geworden, und Josephine hängt mit so herzlicher Liebe an ihr, sie hat auch in der schweren letzten Zeit mir so treu und aufopfernd zur Seite gestanden, daß weder ich noch meine Josephine uns je wieder von ihr trennen können.“

Die alte Dame war bewegt von ihrem Sitze aufgestanden, und dem jungen, in ihrer Verlegenheit gar so lieblichen Mädchen entgegengehend, sagte sie freundlich: „Und wollen Sie, mein liebes Kind, wirklich Ihr Leben an das dieses unruhigen, wilden Geistes fesseln? wollen Sie meiner Entlein eine Mutter, wollen Sie mir eine Tochter sein?“

„Gnädige Gräfin!“ stammelte Adele verwirrt.

Die alte, sonst so stolze Dame aber, ihr Herz von dem Glücke erweicht, das eigene, lang beweihte Kind wieder gefunden zu haben, schloß sie freundlich in die Arme, und an der Brust der Mutter, schluchzend in Glück und Jubel, hing Adele.

„Herr Rittmeister haben befohlen“, sagte Karl, der in diesem Augenblicke die Thür öffnete und, über die neue Umarmung betroffen, mitten in seiner Rede und in der Thür stehen blieb.

„Was giebt's?“ sagte Wolf, „was hast Du?“

„Herr Rittmeister haben befohlen“, fuhr Karl rasch und etwas befürzt empor, „daß der Alte in dem grünen Rod zu Ihnen heraufkommen sollte, wenn er unten fertig wäre. Er steht vor der Thür.“

„Unser alter Forstwart Barthold von Schildheim, den uns Georg von dort mitgebracht“, rief Wolf rasch, „Du kennst ihn ja, Mutter.“

„Gewiß, es ist noch ein Stück aus der alten Zeit.“

„Er soll noch warten“, sagte Wolf, „zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Hall!“ rief Georg, „bitte, laß ihn herein — er achte mit dazu, und in diesem schönsten Augenblicke meines Lebens darf mir der alte Mann nicht

fehlen, der noch mit treuem Herzen an dem wilden Knaben hängt.“

„An welchem Knaben?“ fragte Wolf erstaunt.

„An mir“, erwiderte Georg, „aber er kennt mich nicht; laß ihn jetzt zu uns kommen, denn in der rauhen Schale steckt ein wackerer Kern.“

Wolf winkte seinem Diener, und wenige Sekunden später trat, den Hut verlegen in der Hand herumdrehend, der alte Mann in's Zimmer und blieb an der Thür stehen.

„Kommt hierher, Forstwart“, sagte Wolf, „ich freue mich, Euch hier und wohl zu sehen.“

„Gnädigster Herr Graf sind gar zu gutig“, sagte der Alte, der Aufforderung Folge leistend.

„Meine Mutter dort will Euch guten Tag sagen.“

„Die gnädigste Frau Gräfin auch hier?“ stotterte der Alte, während sein Blick erkannt und verwirrt von ihr zu den beiden Söhnen hinüberflog.

„Kannt Ihr mich noch, Barthold?“ fragte die alte Dame, „es ist eine lange Zeit, daß wir uns nicht gesehen haben.“

„Werd' ich Sie nicht kennen, gnädigste Frau Gräfin!“ sagte der alte Mann, indem er auf sie zung und die ihm gereichte Hand ergriß und lächelte. „Ihr lieber Anblick thut meinen alten Augen wohl und bringt die alte, langverfllossene Zeit wieder lebendig heraus. — Aber — wie ist mir denn?“ setzte er hinzu, und wieder fiel sein Blick von Wolf auf Georg, „so hatte ich es mir eigentlich wohl oft gedacht, aber...“

„Was habt Ihr Euch gedacht?“

„Oh, nichts, gnädigste Frau Gräfin!“ rief der Alte befürzt, „nur alberne Gedanken von mir, wie es mir oft geschieht, daß ich die Jahre verwechsle und mich manchmal um ein Menschenalter dabei verrechne. Halten Sie es mir zu Gute.“

„Ihr ziehen nach Ungarn, Barthold?“ sagte Wolf, „hättet Ihr Lust, Schildheim zu verlassen und uns zu begleiten?“

„Nach Ungarn — so? Es soll ein schönes, reiches Land sein, mit prächtigen Wäldern und weiten Steppen, wie ich oft gehört — aber dabei — ich habe so viele alte Bekannte in meinem Walde stehen, daß sich das Herz wohl schwer von ihnen losreißen würde. Wenn der Herr Graf aber befehlen...“

„Von Befehlen ist keine Rede, Barthold“, sagte Wolf; „es müßte Euer freier Wille sein.“

„Wollt Ihr nicht mit uns gehen, Franz?“ sagte Georg, ihn ruhig und lächelnd ansehend.

„Franz?“ rief der alte Mann fast erschrocken, indem er den Redenden groß ansah. „Franz? lieber Gott, so hat mich nur Eimer genannt, vor vielen, langen Jahren, und der...“

„Den kennt Ihr nicht mehr, aber wollt ihn nicht mehr kennen?“ fragte Georg gerührt.

„Den will ich nicht mehr kennen?“ rief Barthold, bestürzt die Hände faltend, „großer Gott, wie ist mir denn? — die Frau Gräfin hier und der Herr Graf und Sie — wie zwei junge Eichen von demselben Stamme!“

„So habt Ihr mit dem Georg so lange gelebt“, sagte dieser herzlich, „und doch nicht gemerkt, daß er derselbe kleine wilde Bursche sei, der damals auf Euch geritten und Euch böse gemacht. Alter Franz, wollt Ihr mit uns gehen?“

„Bis an's Ende der Welt!“ schrie der Alte, dem die großen, hellen Thränen über die Baden stießen, indem er des jungen Grafen Hand ergriß und mit seinen Rüssen bedeckte, „bis nach Amerika und Australien, und zu den Menschenfressern, wenn's sein muß! Guter, lieber Gott! nehmen Sie's nicht ungnädig, Herr Graf, aber das Herz ist mir über und über voll, und solche Freude hatte ich mir nicht mehr gedacht. Der kleine Georg — so hat er doch Wort gehalten und ist wieder gekommen — und wie sich meine Vögel erst freuen würden, wenn ich es denen noch erzählen könnte!“

„Ihr sollt es ihnen erzählen, Barthold“, sagte freundlich Wolf, „wenn auch nur Euren Vögeln. Ihr mögt morgen wieder nach Hause reiten, um Briefe von mir an den Verwalter und Eure Sachen gleich in Ordnung zu bringen. Jetzt geht zu Karl und laßt Euch Euer Frühstück geben. Nachher sprechen wir weiter.“

Wolf mußte heute für Alle denken; die Freude, einander wieder zu haben, hatte selbst den sonst so ersten und gesetzten Georg bezaubert, daß er sich, wie in einem Traume, nur noch dem Glücke hingab, der Mutter wieder zu gehören. Während aber die alte Dame jetzt, Adelens Hand in der ihren und mit der Rechten Josephinen an sich pressend, auf dem Sopha saß und sich erzählen ließ, und auch die kleine Marie herübergerufen war, nicht allein und verlassen in diesem allgemeinen Glücke zu sein, ging Wolf in sein Schlafzimmer, um sich anzukleiden und zur bestimmten Zeit beim Kriegsminister einzutreffen. Um zwölf Uhr war er dorthin beschieden worden, und es blieb ihm gerade noch Zeit, die Rathpöppel'sche Wohnung bis dahin zu erreichen.

Als Wolf die breite, teppichbelegte Treppe hinaufstieg, murmelte er leise vor sich hin: „Zum letzten Mal! — Wie viel leichter ist mir jetzt, da ich das Alles abgeschüttelt habe! Melanie — es war ein schöner Traum, aber auch nichts weiter — sie hat kein Herz, sonst hätte sie nicht so sich von mir losreißen können. Fort damit! In wenigen Wochen liegt das Alles nur noch in der Erinnerung“ — und rasch die letzten Stufen hinauffpringend, bat er einen der herbeieilenden Diener, ihn bei Sr. Excellenz anzumelden. Der Bediente ersuchte ihn, ihm nur zu folgen, da Sr. Excellenz schon nach dem Herrn Rittmeister gefragt hätten. Er führte ihn aber nicht nach des Ministers Arbeitszimmer, sondern nach Melanie's Gemächern und klopfte hier an, ehe Graf Geyerstein eine Einwendung dagegen machen konnte.

„Herrin!“ Der Diener steckte den Kopf in die Thür und meldete: „Der Herr Graf v. Geyerstein sind eben gekommen und lassen anfragen, ob Excellenz...“

„Soll herintommen!“ rief die fröhliche Stimme des alten Herrn, „wollen die Sache gar nicht so förmlich machen.“

Der Diener warf die Thür weit auf, und seinen Helm im Arm, stand im nächsten Augenblicke Graf Geyerstein auf der Schwelle von Melanie's Zimmer, die sich bei seinem ehrsüchtigen Gruß verlegen halb von ihrem Sitze erhob.

„So, das ist recht, lieber Geyerstein“, sagte die alte Excellenz, ihm herzlich die Hand reichend, „das Sie so pünktlich Wort halten. Ich habe Ihnen heute auch eine angenehme Kunde zu bringen.“

„Der Kangleibote steht auch noch im Vorhause, Excellenz“, erinnerte der Diener.

„Lieber Gott, auch den hatte ich ganz vergessen!“ rief der Kriegsminister, unwillig mit dem Kopfe schüttelnd, „den muß ich erst abfertigen — aber das ist gleich geschehen. Bleiben Sie nur einen Augenblick hier bei meiner Tochter — ich bin gleich wieder da und bringe Ihnen dann auch die Papiere mit.“

„Welche Papiere, Excellenz?“

„Werben schon sehen — daß Du mir indessen nicht plauderst, Melanie!“ Und der Tochter mit dem Finger drohend, verließ der alte Herr das Zimmer.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Graf?“ sagte Melanie leise. Graf Geyerstein nahm, ohne seinen Helm abzulegen, sich leicht verneigend, einen Stuhl der jungen Dame gegenüber.

„Ich hoffe nicht, daß ich störe, Comtesse.“

„Melanie verneinte durch eine Bewegung.“

„Dann möchte ich den mir vergönnten Augenblick zugleich benutzen, mich Ihnen — vielleicht auf längere Zeit — zu empfehlen.“

„Sie wollen wieder auf Urlaub gehen?“ sagte Melanie, und ein eigenes weiches Gefühl ergriß ihr Herz.

„Dieses Mal nicht“, sagte Graf Geyerstein ruhig, „der Zweck meines Besuchs bei Sr. Excellenz ist, ihn darum zu bitten, mein Entlassungsgesuch aus...“

„Den Dienst für immer zu quittieren.“

„In der That?“ sagte Melanie ruhig — „um sich auf Ihre Güter zurückzuziehen?“

„Ja, Comtesse — mit meiner Mutter. Die Gräfin Geyerstein hat mich heute Morgen durch ihre Ankunft überrascht. Ich habe eine Bestimmung in Ungarn gekauft, die ich selber zu bewirklichen gedenke.“

„Mit Ihrer Mutter?“ rief Melanie erstaunt.

„Finden Sie das so außerordentlich, Comtesse? Wir haben so lange getrennt gelebt, daß wir Beide das Bedürfnis fühlen, von jetzt an einander näher zu stehen. — Meine Familie wird von da an auch das Einzige sein, auf das ich angewiesen bleibe.“

Melanie neigte leise das Haupt, erwiderte aber nichts. — Sollte die alte, stolze Gräfin Geyerstein ein solches Verhältnis billigen können? Sollte sich der Graf selber so weit verweisen, jener — Frau die Hand zu reichen? — Die Gedanken tauchten in ihr auf, ohne daß sie sich selber Rechenschaft zu geben wußte. Das Gespräch überhört wurde ihr peinlich — sie wünschte, daß ihr Vater zurückkomme, und mehr um die drückend werdende Stille zu unterbrechen, als eine Antwort zu erhalten, sagte sie nach einer Pause: „Sie hatten noch ein anderes Gut, wenn ich nicht irre, Schildheim?“

„Allerdings, Comtesse.“

„Es soll reizend gelegen sein.“

„Hat Ihnen vielleicht Herr v. Jühlig eine Beschreibung davon geliefert?“ fragte Graf Geyerstein plötzlich mit so kalter und scharfer Betonung, daß Melanie überrascht, fast erschrocken zu ihm aufsaß.

„Ich wußte nicht“, setzte sie rasch hinzu, „daß Ihnen schon die Erwähnung jenes Gutes so unangenehm war; ich würde es sonst vermieden haben.“

„Comtesse“, sagte Graf Geyerstein, sich langsam von seinem Stuhl erhebend, „ich weiß nicht, auf welche Art Sie in den Besitz meines Geheimnisses gelangt sind — sogar ehe ich selber im Stande gewesen war, es Ihnen zu enthüllen; denn ich hatte keine Ahnung, daß Sie es mit solcher Strenge beurtheilen würden.“

„Herr Rittmeister?“ rief Melanie erstaunt.

„Wie dem aber auch sei“, fuhr Wolf bewegt fort, „ich habe mir keinen Vorwurf zu machen. Was jugendlicher Leichtsinns verbrach, hat der Mann gebüßt und gut gemacht, so viel in seinen Kräften stand.“

„Herr Graf“, sagte Melanie ruhig, „ich hoffe nicht, daß Sie mir gegenüber eine Entschuldigung des Geschehenen für nötig halten, wie ich ebenso darauf verzichte, die Triebabenden zu erfahren, welche Sie zu handeln zwangen, wie — Sie eben nun einmal gehandelt haben.“

„Nein, Comtesse“, sagte der Rittmeister, während auch der letzte Blutstropfen seine Wangen verlassen hatte, „meine Worte sollen, selbst Ihnen gegenüber, keine Entschuldigung enthalten. Wie ich gehandelt habe, ich konnte nicht anders, ich hätte denn das eigene Herz, das Herz der Mutter zerreißen müssen. Mir blieb nur die Wahl, mich von meinem Bruder loszusagen und ihn rettungslos auf der eingeschlagenen Bahn zu Grunde gehen zu lassen, oder ihn mit starker, hilfreicher Hand zu fassen und mir, der Mutter — der Welt zu erhalten. Ich habe dabei gehandelt, wie ich es mit meiner Ehre, mit der Ehre meines Namens vereinbaren hielt — daß ich Sie dadurch verloren, Melanie, schmerzt mich tief, nicht allein meine — nein, auch Ihre Ehre; aber selbst um diesen Preis, um den ich mein Leben selber gern und freudig in die Schanze schlagen würde — selbst um diesen Preis möchte ich das, was ich gethan, nicht ungeschehen machen.“

„Bon Ihrem Bruder?“ sagte Melanie, die den letzten leidenschaftlichen Worten des Mannes mit immer wachsender Spannung gelauscht — „Sie sprechen in Räthseln, Herr Graf. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß Ihnen überhaupt ein Bruder lebt.“

Graf Geyerstein sah die Sprechende groß und erstaunt an. „Gnädige Comtesse“, sagte er, „für eine bloße gesellschaftliche Redensart ist Ihr Entsaunen zu wahr — wenn aber nicht — was dann noch konnte Sie bewegen, mich so zurückzuweisen — woher wußten Sie dann von einer — entehrenden Verbindung, in der ich mit jener Kunststreitergesellschaft gestanden?“

„Aber was — was hat Ihr Bruder mit den Kunstreitern zu thun?“ fragte Melanie, durch das ernste, stolze Benehmen des Grafen nur noch verwirrt gemacht.

„Entweder Sie spotten meiner“, entgegnete Graf Geyerstein bewegt, „und kein Augenblick wäre unglücklicher dazu gewählt gewesen, als der jetztige, oder ein eigenes Verhängniß hat uns Beide verwirrt. Antworten Sie mir ehrlich, Comtesse Melanie — es soll die letzte Frage sein, die ich in diesem Leben an Sie stelle — wußten Sie nicht, daß Georg Bertrand mein Bruder sei?“

„Georg Bertrand?“ hauchte Melanie, in Todesfurcht die Hände faltend, „so wahr ich einm selig zu werden hoffe — nein.“

„Welch anderes Geheimniß flüchtete Ihnen denn solche Verachtung gegen mich ein, Comtesse?“ sagte der Graf ruhig — „aber ich habe nicht danach zu fragen,“ brach er lutz und bitter ab, „daß ich, der Graf Geyerstein, der Adjutant des Fürsten und Officier, den Kunststreiter als meinen Bruder anerkannte, daß ich ihn jenseitig Leben, in das ihn sein jugendlicher Leichtsinns geworfen, entgah, daß ich ihn nach Schildheim brachte, freilich in der vergeblichen Hoffnung, auch seine Frau einem geregelt Leben zu gewinnen — und heute nun gerettet, wo ich gefaßt, heute den Sohn wieder an das Herz der Mutter legen konnte und seinem Haupte ihren Segen gereicht habe, das hielt ich für mein Verbrechen Ihnen gegenüber — das einsige, dessen ich mich schuldig weiß, und damit werde ich mich jetzt von einem Stande zurückziehen, dem ich, wie ich bis heute glauben mußte, Ihrer Meinung nach nicht mehr mit Ehren angehören konnte.“

„Graf Geyerstein!“ rief Melanie, und ihre ganze Gestalt zitterte, ihr Auge hing in Schmerz und Angst an

den bleichen, ersten Zügen des jungen Mannes. Dieser aber fuhr ruhig fort:

„Eine große und schwere Last wäre von meiner Seele genommen, wüßte ich, daß dem nicht so sei. — Doch wie auch immer, Comtesse, leben Sie wohl, und vielleicht bringt Ihnen einmal eine spätere Zeit die Ueberzeugung, daß der Mann, der es gewagt hatte, selbst Ihren Rest zu erbitten, dessen vielleicht nicht würdig gewesen sei — nie aber seiner selbst unwürdig gehandelt haben konnte. Leben Sie wohl — ich sehe, meine Nähe ist Ihnen peinlich; ich werde die Rückkunft Sr. Excellenz im Vorhause erwarten.“

Er verbeugte sich vor der jungen Gräfin und wollte sich so verabschieden; da aber hielt sich Melanie nicht länger.

„Graf Geyerstein!“ rief sie, die Arme nach ihm ausstreckend. „Wolf! — können Sie mir verzeihen?“

„Melanie!“ hauchte der Graf, in freudigem Schreck zu ihr aufschauend; die Jungfrau aber, ihrer selbst nicht mächtig, wankte auf ihn zu, und ihr Haupt an seine Brust legend, während Wolf in jubelndem Entzücken sie an sich presste, flüsterte sie:

„Wie tief und unverdient hab' ich dies eble, treue Herz gekränkt!“

„Charmant!“ rief in diesem Augenblicke die lachende Stimme des alten Herrn, der gerade in der Thür erschien. „Da mache ich mir die bittersten Vorwürfe, daß ich den Grafen so lange warten und sich langweilen lasse, und in der Zeit hat der meine Tochter beim Kopf und antichambriert auf die Art nach Herzenslust. Was machen Sie da, Geyerstein?“

(Schluß folgt.)

Palmenkultur.

Die Vernichtung der Palmenpflanzungen im militärischen Operationsgebiet um Tripolis durch die Italiener hat bei der einheimischen Oasenbevölkerung sehr böses Blut gemacht. Die Palme ist dem Araber heilig und wer an die Haine mit feindlicher Hand rührt, läßt sich in den Augen der Mohammedaner ein nicht leichtlich verzeihliches Vergehen zu schulden kommen.

Die Verehrung, welche die Dattelpalme beim Mohammedaner genießt, ist nicht nur in der großen wirtschaftlichen Bedeutung des Baumes für den Orientalen der Wüste begründet, die Wurzel dieses Palmenkultus, der durch die 2-haftigen und Erfordernisse des Wirtschaftsbetriebes nur eine Steigerung erfährt, liegt in religiösen Anschauungen, Vorschriften und Verbote. Wenn aber der Islam den Baum unter besonderen Schutz nimmt, wenn er den König der Oasen hütet, der nach der schönen Anschauung der Araber seine Frühe in Wasser taucht und sein Haupt in das Licht der Höhe, „das Feuer des Himmels“, wenn der Prophet gesagt haben soll: „Ehret die Dattelpalme, denn sie ist eure Ruhme von Waters Seite“, so ist damit nur eine in diesem Fall besonders auf die Palme spezialisierte, international verbreitete Verehrung primitiver Religion, der Baumkult, in reinerer Form aus der ursprünglichsten Periode religiösen Lebens, der des Heidentums und Dämonenkultes, aus dem „Heidentum“ in den Monotheismus des Islams übernommen.

Auch bei anderen Völkern sind in Vergangenheit und Gegenwart noch viele Reflexe dieses Seelen- und Dämonenglaubens wahrzunehmen. Mit der wechselläufigen Pflanze wechselt der verehrte Baum, der Grund der Verehrung ist oder war ursprünglich stets derselbe. Der primitive Mensch und Baum gleich, er läßt vor allem gerne die Menschen aus Bäumen entstanden sein. Die Phryger des Sangarios — Stromgebietes lassen die Menschen aus Bäumen emporsprossen; Siour, Kariben, Antillenindianer wissen, daß die Stammeltern zwei lange, lange Zeit im Boden festgewurzelte Bäume waren, daß eine mächtige Schlange diese Bäume von den Wurzeln losriß und daß die Stämme dann als wackere Menschen fortgehen konnten; die Ebba bewahrt in dem Mythos von Akr und Embla noch ein Rudiment des Glaubens an die Genesis des Menschen aus Bäumen. Nach einer iranischen Schöpfungsmythe ist das erste Menschenpaar eine aus der Erde sprossende, Blätter treibende Rebasapflanze, ein ungetrenntes Pflanzengeweibe, das die Einheit sich bis auf die Gemeinfaamkeit eines Stammes erstreckt, die Zweifelt aber in den Arme und Kopf enthaltenden Oberkörpern des Paares, in den Wipfeldern, getrennt zum Ausdruck kommt. Diese Oberkörper umarmen sich, indem die Hände des einen, d. h. die Zweige, sich um die Ohren des andern legen. Die völlige Trennung erfolgt erst später, womit Mann und Frau als wirkliche Einzelindividuen geschaffen waren. Erinnert dieses Umschlingen, das eine weibliche und männliche Pflanze voraussetzt, sehr an die Technik der künstlichen Befruch-

lung der Dattelpalme durch Zusammenbinden der Wipfel, so bringt eine indische Stammes Sage, die der Tamnanaken in Guayana, die Palme direkt mit der Entstehung des Menschen in Zusammenhang: die Ureltern sind aus den Kernen der Mauritiuspalme entsprossen.

Auch die Palmenverehrung des Mohammedaners hat ihre Wurzel mit in diesem Glauben an die Genesis des Menschen: denn die Palme ist aus demselben Stoffe geschaffen wie Adam, und darum gebührt ihr Schutz und Ehre. Es wäre interessant zu erfahren, wie weit bei den heutigen Arabern dieser Glaube noch lebendig ist. Für jeden Fall wirkt dieses anthropologisch — mythische Motiv unbewußt, als unbemerkter Reflex einer Glaubensentwicklung auch bei dem Schutz der „heiligen Palmen von Tripolis“ mit, vielleicht aber auch noch manche andere Erscheinung, die dem Mythos als international, aus den Beweggründen des Baumkultes primitiver Völker, aus modernen Volksbräuden, auch deutschen, wohl bekannt ist. Im Baum ist in vielen Fällen der Schutzgeist des einzelnen, der Hausgeist wohnend gebildet — man erinnere sich an die Schugbäume des deutschen Volksmenschen (Linde usw.), — der Baum ist besetzt und Wohnsitz eines Geistes, oft dämonisch im guten und bösen Sinn ausgefalteten Wesens. Der Baum ist die Behausung der Seele eines Todten, er birgt böse Dämonen, vor allem Krankheitsdämonen in sich, die er entsenden, aber auch bei Wahrung wieder aufnehmen kann.

Darum fälle man den Baum nicht, verlege ihn nicht, besonders wenn er ein gefreiter, ein speziell durch das Fällverbot geschützter Freibaum — bei den Arabern die Palme etwa — ist. Man reiße den Geist, die Seele nicht, die darin wohnen, beraube sie nicht ihrer Heimstätte! Daher die barbarischen Strafen wider Baumfrevler, wider Baumerschüler vor allem, daher der Glaube von Bluten verletzter Bäume, von der Sprachfähigkeit der Bäume, daher die vorherige Abbitte des Holzjägers in Defferreich — Schlesien an den Baum, dessen er Art und Säge an den Stamm führt!

Der chinesische Barbier.

Auch jetzt, wo in China der Kopf abgehauen werden soll, ist der Barbier eine eigenartige Persönlichkeit, die nirgendwo anders ihresgleichen findet. Vom frühen Morgen ab eilt er durch die Straßen. Auf seinen Schultern trägt er einen langen Bambus, dessen Enden in phantastische Thiergestalten auslaufen, und an dem alles zur Ausübung seines Berufes Nötige hängt. Bald hat sein geübter Blick einen Fußgänger erfasst, dessen Schädel nicht taublos sauber ist. Er stürzt auf ihn zu, hält ihn auf seinem Wege fest. Schnell ist ein breiter Sonnenschirm in der Erde befestigt, der Kunde darunter auf einen Schemel gesetzt, und im Fluge waltet der Barbier seines Amtes.

Im Nu ist alles bereit. Auf einem Kohlenbecken wird das Wasser warm. Die Schalen, die Scheeren, Messer, die Öhrenbürste, die Pinzelle, die Korallenperle an einem Eisenbeinfiel zum Reinigen des Auges sind aus ihren Behältern genommen. Nun beginnt das Schan-pao, ein geheimnißvoller Vorgang, eine sozusagen magnetische Operation, die den „Patienten“ fast sofort in einen süßen Halbschlaf versetzt. In diesem Zustand läßt sich ein loser Kopf ganz beliebig nach allen Richtungen tugeln, er folgt gehorsam jeder Bewegung des Barbiers, der mit leichter Hand sein breitrückiges, schweres Rasiermesser auf ihm spielen läßt.

Unter dem Blitzen des Stahls im Sonnenlicht wird der Schädel taublos weiß wie eine Eisenbeintugel. Dann geht — oder ging es — an die Toilette des Kopfes, den die Chinesen sorgfältig pflegen, ganz vergessen, daß er eigentlich das Zeichen des Sklaven ist und daß mehrere Tausende ihrer Vorfahren, als das Edikt von 1320 allen Chinesen bei Todesstrafe die Annahme der tartarischen Haartracht anbefahl, es vorzogen, ihr Haupt unter das Edikt des Henters zu legen, als es dem Rasiermesser anzuvertrauen. Man wäscht, parfümiert und scheidet ihn fest. Uebrigens ist er auch ein sehr nützlich Appenzler und leistet ganz unvorhergesehene Dienste: der Dienstherr stäubt damit die Möbel ab, der Schulmeister klopf mit ihm den widerpenfigen Schülern auf die Finger, der Götterbilder seinem faulen Thier auf den Rücken; der Lebensmüde braucht sich keinen Strid zu kaufen, um sich zu hängen. An diesem Kopf hält auch der Barbier seinen Kunden in der richtigen Stellung, und ihn ergreift auch der Scharfrichter, wenn er seinem Opfer den Kopf abschlägt. Unbekannt wird er nur dem Arbeiter bei der Arbeit, der ihn dann um den Schädel widelt.

Schante dem Bestimmten die schönste Wurst und er wird daran nur finden, daß sie zwei Enden hat.